

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 5 (1901-1902)

Heft: 1

Artikel: Schwalben [Fortsetzung folgt]

Autor: Adelung, Sophie von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbstlied.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Friedrich Hebbel.

Schwalben.

Novelle von Sophie von Adelung.

Er sieht es noch ganz deutlich vor sich, wenn er die Augen schließt, — das kleine weiße Haus mit den grünen Läden, auf dem Fensterbrett den Asclepiastock mit seinen dicken Blättern und den honigbeladenen, wachsfarbenen Blüten; den Mädchenkopf, der zum Fenster herausschaut: braune Rehaugen und ein Zug um den Mund, halb schalkhaft, halb wehmüsig. Sie war wohl kaum hübsch zu nennen, aber sie passte wunderbar in den altertümlichen Rahmen hinein, und der Rahmen zu ihr. Vor dem Hause im Gärtnchen blühten Balsaminen und Gelbveigel; durch die Fensterluken des alten Turmes an welchen sich das Häuschen so eng anschmiegte, wie ein Kind an die Mutter, schaute der blaueste Himmel herein, die schuppenartig aufeinander gelegten Ziegel des spitzen Daches glänzten an der Sonne, und um dieses Dach schoßen in eiligem Fluge — die Schwalben.

.... Und das war doch alles schon so lange, so lange her. Er war damals noch ein junger Bursche, frisch von der Universität, hatte soeben sein Examen glänzend bestanden und war zum Doktor der Philosophie, — denn einen Doktor der Naturwissenschaften giebt es nicht — gestempelt worden. Er fühlte sich selbst ein wenig belastet von seinem Wissen, aber von einer großen Zuversicht erfüllt: es war ihm, als habe er dem lieben Gott sozusagen auf die Finger geschaut, während dieser die Dinge der Welt geschaffen hatte, und im großen Ganzen fand er ja auch alles recht zweckmäßig, wenn er, Eberhard Volkmer, es auch in einigen Einzelheiten anders gemacht hätte. So wie sie nun einmal war, fand er, daß die Welt ein recht angenehmer Wohnplatz sei, und wie hätte er dies auch nicht finden sollen? Stand sie ihm doch offen mit all ihren wissenschaftlichen Geheimnissen und Problemen, ihm und seinem jungen Streben. Man hatte ihm eine glänzende Laufbahn prophezeit und bereits eine Anstellung versprochen. Er wollte nur noch vorher eine kleine Ferienreise machen, ehe er sie antrat. Kopf und Geist waren doch ein wenig angestrengt von den letzten Wochen, wenn ihm auch das Arbeiten leicht wurde. Er packte sein Rätsel, nahm von all' den bewundernden, ihn beglückwünschenden Freunden Abschied und reiste mit der Bahn bis zu dem Städtchen, von welchem aus er zu Fuß weiter und ins Gebirge wollte. Merkwürdig! er hatte gedacht, es würde ihm sehr schwer werden, auch nur ein paar Stunden ohne sein geliebtes Studium zuzubringen, und statt dessen war ihm, als habe er eine große schwere Last daheim gelassen, eine Verantwortung, die ihn drückte. Er konnte sich nicht genug über sich selber wundern, wie wohl ihm war, als er so dahin fuhr zwischen lachenden Fluren, freundlichen Dörfern und grünen Wäldern. Er fühlte sich so frank und frei, wie der fröhliche Knabe von ehemals, die Welt schien ihm zu lieb Feiertagskleider angelegt zu haben, alles schaute ihn mit so lieben, vertrauten Augen an, mit Augen wie zu seiner Kinderzeit.

Er war sehr frühe ausgefahren und erreichte das Städtchen noch am selben Nachmittag. Der „goldne Schwan“ stand gerade gegenüber dem Bahnhofe, und es war der einzige Gasthof im Ort. Volkmer hatte aber unterwegs gegessen und beschloß daher, sich noch ein wenig im Städtchen umzusehen, ehe er sich ein Nachtquartier bestellte. Dazu hatte es ja noch Zeit genug und überdies war er in der Laune, etwas Außergewöhnliches, Besonderes zu suchen, ehe er den goldenen Schwan betrat, der mit seiner gressen Front, den staubigen kleinen Fenstern und dem schmutzigen Eingang eben kein einladendes Bild darbot. Eberhard Volkmer mußte über seine eigenen Gedanken lächeln, etwa wie ein Vater über die

törichten Einfälle seines Kindes: ihm war, als müsse er noch heute etwas erleben — ja, aber was?

Wie er so dahinschlenderte, mit müßiger Neugierde bald in einem halb offenen Torweg, bald in eine kleine Gasse mit überhängenden Giebelhäusern und tiefen Schatten hineinblickend, geriet er, ohne es zu wissen, bis ans Ende der kleinen Stadt und an den alten Turm, der ihr in früheren Kriegszeiten als Schutz und Warte gedient haben möchte. Wenigstens schienen dies die Schießscharten sowie die alte Mauer, welche sich von dem Turme aufwärts und den Berg hinan zog, zu sagen.

Und da bot sich ihm jenes Bild, und wie er halb uneschlüssig stehen blieb und unwillkürlich den Hut ein wenig lüftete, um den Augenblick zu verlängern, wurde auch sie seiner ansichtig. Sie hatte ihn zuerst gar nicht bemerkt, sondern über die Blumenstöcke und die Straße und ihn hinweg geschaut. Jetzt ließ sie die brauen Augen auf ihm ruhen. Es mochte wohl selten ein Fremder in diese Gegend kommen, denn sie fragte: „Suchen Sieemanden oder Etwas? und kann ich Ihnen Auskunft geben?“ als ob es gar nicht denkbar sei, daß ein Reisender ohne bestimmtes Ziel hierherkommen könne.

Eberhard wurde verlegen, er, der vor Kurzem ohne jede Verlegenheit vor seinen strengen Professoren, von denen sein ganzes Wohl und Wehe abhing, gestanden hatte. Er lüftete seinen Hut nun ganz und sagte: „Ich — ich suche sozusagen ein Nachtquartier.“

„Ein Nachtquartier?“ wiederholte das junge Mädchen: „da haben Sie wohl den „goldenen Schwan“ nicht gesehen? Oder sind gar an ihm vorbeigegangen?“

„Doch, ich habe ihn gesehen“ erwiderte er, wie er ärgerlich empfand, mit ganz unnützer Vertraulichkeit, „aber ich dachte, ich würde vielleicht anderswo ein Unterkommen finden, wo es nicht so heiß, nicht so stäubig wäre, kurzum, wo es mir besser gefiele. Wissen Sie vielleicht von einem solchen Hause? Ich bin — daß ich es nur gestehe — ganz auf gut Glück herumgewandert, und Sie wissen ja, wer auf das Glück baut, dem fällt es in den Schoß.“

Was fiel ihm nur ein, dieses wildfremde Mädchen in seine törichte Feiertagslaune einzuhüben, ihm, der den Frauen sonst stets so kühl und gemessen aus dem Wege ging?

Eberhard Volkmer sah in diesem Augenblicke durchaus nicht dem jungen Gelehrten gleich, der mit so viel Würde und angemessenem Ernst sein Diplom in Empfang genommen hatte. Vielleicht war ein solcher dem Mädchen am Fenster droben auch noch nie zu Gesicht gekommen; jedenfalls gefiel ihr die Feiertagsmiene des jungen fröhlichen Mannes:

ihre Augen ruhten einen Augenblick wie prüfend und wohlgefällig auf ihm, dann verschwand sie vom Fenster.

„Vater, Vater!“ hörte sie Eberhard drinnen im Häuschen rufen, „Vater, komm mal her; da ist ein Fremder, der ein Nachtquartier sucht, weißt du Eines?“ Ihre Stimme war nicht laut, aber ein jedes ihrer Worte drang vernehmlich aus den geöffneten Fenstern auf die stille Straße, in die klare Abendluft hinaus. Ein freundlicher, etwas zerstreut ausschender alter Mann trat jetzt auf die Schwelle. Hinter ihm in dem Halbdunkel erschien auch das Mädelchen. „Sie suchen ein Nachtquartier, mein Herr?“ redete der Alte den jungen Mann an.

Fast hätte dieser gelacht, die ganze Sachlage kam ihm so komisch, für einen Mann seines Schlages so wunderlich vor.

Ehe er noch antworten konnte, war das junge Mädelchen an den alten Mann herangetreten und hatte ihm etwas ins Ohr geflüstert.

„Ja, ja,“ sagte dieser, „es ist schon recht, ich weiß; und wenn der Herr vorlieb nehmen will, das Stübchen ist sauber und nett, wenn auch klein. Für ein Frühstück wirst du schon sorgen, nur den Mittagstisch, den muß er sich auswärts holen, ja. Und was das Abendessen anbelangt, so soll es mich ja sehr freuen, wenn der Herr es mit uns teilen will... wir sind keine reichen Leute, aber meine Tochter da versteht zu kochen, gelt?“

Und dabei blickte er das errötende Mädelchen freundlich an.

Über den jungen Doktor hatte das Schicksal bestimmt, freundlich lächelnd, ohne sein Zutun, ja ohne ihn eigentlich zu befragen. So etwas war ihm noch nie vorgekommen, und Eberhard fragte sich, ob er Eberhard sei? In der vernünftigen, wissenschaftlichen Welt daheim, wo ein jedes Ding seinen Grund, seinen bewußten Zusammenhang hatte, wäre ihm so etwas nie geschehen. Hier, in der praktischen, unvernünftigen Welt brauchte er nur zu wünschen, daß etwas Außergewöhnliches, Absonderliches geschehe, und sofort war sein Wunsch erfüllt und er ohne Weiteres in einem wildfremden Hause aufgenommen, als wäre das so etwas Selbstverständliches, und er hatte bisher noch kein einziges Wort dazu gesagt.

„Wenn das so fortgeht“, dachte Volkmer, „so fange ich wirklich an zu denken, daß mein Kopf von dem angestrengten Studium angegriffen ist.“

Was ihn aber am meisten wunderte, war, daß er sich über gar nichts verwunderte, auch dann nicht, als er in das freundliche Stübchen mit grünen Läden geführt wurde, wo ein Bett und einfaches, helles Mobiliar stand.

„Wird Ihnen das genügen?“ fragte das junge Mädelchen und Eberhard sagte: „Ja“, und nickte sehr zufrieden. Über ihn war wieder jene Feiertagsstimmung gekommen, er wußte selbst nicht wie, die uns alle

Dinge als wunderbar und doch auch wieder so selbstverständlich hinnehmen läßt. Er ließ sich treiben von dieser Empfindung, ja, er fühlte, er mußte es tun, wohin es ihn auch bringen möchte.

„Das Stübchen steht immer für meinen Bruder bereit“, erklärte das junge Mädchen, indem es vorsorglich Kanne und Flasche vom Waschtisch prüfte, ob auch Wasser darinnen sei. „Ich will lieber frisches holen“, sagte sie wie zu sich selbst, und ging damit zur Türe hinaus.

Eberhard sah sich behaglich in dem kleinen Raum um. Er kam ihm wie eine Zelle vor: es fehlte nichts und war doch fast nichts da. Nur an der einen Wand hing ein verblichenes Frauenbild und darüber ein halbverwelkter Kranz.

Da trat sie wieder ein. „Ich muß Ihnen den Lehnsstuhl von drüben bringen“, sagte sie: „Sie sind gewiß sehr müde und heiß von der langen Reise. Hängen Sie Ihren Rock nur an den Nagel vor der Türe, das Dorle wird ihn putzen — und die Stiefel auch“.

Also sie hatten doch eine Bedienung, dachte Eberhard befriedigt. Ihre Hände sahen wohlgepflegt und weiß aus, es wäre ihm höchst peinlich gewesen, sie mit dem Reinigen seines Rockes oder gar seiner Stiefel beschäftigt zu wissen. Was wohl der Vater sein möchte? Für einen Handwerker hatte er zu durchgeistigte, seine Züge, für einen Schullehrer sah er nicht hungrig genug aus. Eberhard tat, wie ihm die junge Wirtin geheißen, dann warf er sich auf das Bett. Was würden seine Freunde von ihm sagen, wenn sie ihn sehen könnten, jetzt, in diesem Augenblick? Er mußte den Kopf über sich selbst schütteln, wie ihm so wohl war, so behaglich bei diesen wildfremden Menschen in der wildfremden Umgebung.

„Der reinst Schulbub in der Balkanz“ dachte er, und dann fiel ihm ein, nachzurechnen, wie lange es her sei, seit er die Schule verlassen. Damals lebte seine liebe Mutter noch, das Frauenbild an der Wand hatte ihn sofort an sie erinnert, es lag etwas Ähnlichkeit in dem Blick der Augen — oder war es der Mund? Wie sie sich gefreut haben würde, die Mutter, über ihres Sohnes Triumph! Ob das junge Mädchen sich darüber freuen würde wenn sie von ihnen wüßte . . . ?“

Wie rein und nett hier alles war, man sah die sorgende, ordnende Frauenhand . . .

Von draußen, irgendwo aus der Ferne, tönte leises Klirren und Brässeln herüber — dort war wohl die Küche — und dann ging ein leichter Tritt bis zu seiner Türe, Jemand nahm ein Etwas vom Nagel und entfernte sich ebenso . . . die Tritte verhallten, immer stiller wurde es um ihn her und in ihm, Dämmerung schlich sich ins Gemach — sachte — sachte — Eberhard war fest eingeschlafen.

Als er erwachte, wußte er durchaus nicht, wo er war, und brauchte lange Zeit, um sich zu besinnen. Dann sprang er auf, tastete im dunklen Flur nach seinem Rock und tappte herum, bis ein Schein unter der Türe ihn lockte. Er klopfte an und befand sich gleich darauf in der Küche. Am hellen Herd stand das junge Mädchen, die Glut beleuchtete ihr ovales Gesicht, das sie in die eine Hand gestützt hatte, während die andere einen Pfannenstiel hielt. Sie war ihm noch nicht so lieblich, so in ihrer ganzen Hausfrauenwürde erschienen. Freudig blickte sie auf, als sie ihn eintreten sah.

„Das ist recht, daß Sie kommen“ sagte sie: „haben Sie gut ausgeschlafen? Das Abendessen ist eben fertig, gehen Sie nur in die Stube, ich trage sogleich auf“.

Er ahnte nicht, daß sie seitens wegen einer volle Stunde mit dem Abendessen gewartet hatte und ging ins Wohnzimmer. Dort saß sein Wirt bei einer Lampe und las die Zeitung. Er sprang auf, als er Eberhard erblickte: „Freut mich, freut mich sehr!“ rief er und schüttelte Eberhard die Hand. „Mein Name ist Berthold Schwarz; aber das Pulver habe ich nicht erfunden — ha, ha, ha! das habe ich meinem Vorgänger überlassen, wissen Sie, und begnüge mich damit, sehr bescheidene, unbedeutende Artikel zu schreiben“.

„Mein Vater ist Schriftsteller“, beeilte sich die Tochter zu erklären. Sie war mit einer dampfenden Schüssel eingetreten und bemühte sich jetzt, die Türklinke so gut es gehen wollte, mit dem Ellenbogen zuzumachen.

Eberhard eilte ihr ritterlich zu Hilfe. Sie sah ihn verwundert an und errötete bis an die Schläfen, was ihr sehr lieblich stand. „Mein Vater ist Schriftsteller“, wiederholte sie nicht ohne Stolz zu Eberhard gewendet: „er schreibt Aufsätze für die Zeitung — bei uns kommt nämlich hier eine besondere Zeitung heraus —“

„Nur allwöchentlich — nur allwöchentlich“, unterbrach sie hier der Vater wie zur Entschuldigung.

„Und kleine Geschichten; ach, Sie glauben gar nicht, was für hübsche Geschichten der Vater schreibt!“

„Für den Kalender, Herr — nichts weiter. Es ist dummes Zeug, allzusammen.“

Aber dabei rieb er sich die Hände vor innerlichem Wohlbehagen und man sah es dem Manne an, wie glücklich und wichtig er sich in seinem Beruf dünkte.

„Der Vater besitzt zwei alte Chroniken“, fuhr das Mädchen zu erzählen fort: „uralte Geschichten aus unserer Stadt. Die benutzt er und bearbeitet sie so oder so; immer aber spielt der alte Stadtgraben,

oder der Turm oder die Festungsmauer darin, so daß es die Leute gern lesen und glauben — gelt Vater?“ Sie sah zärtlich fragend zu ihm hinüber und aus ihren Augen leuchtete so viel unschuldiger Stolz, daß Eberhards Herz davon bewegt ward.

„Sie haben mich freundlich aufgenommen“, wandte er sich an seinen Wirt, „ohne zu fragen, wer ich bin und woher ich komme. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Eberhard Volkmer. Meine Eltern sind frühe gestorben, ich habe soeben ausstudiert und befindet mich auf einer kleinen Erholungsreise“.

Er verschwieg das Examen und seinen Doktorrang, er wußte selber nicht warum, obwohl er sich erst vor wenig Minuten ausgemalt hatte, wie erstaunt das junge Mädchen über seinen Gelehrten-Titel sein würde.

Man setzte sich zu Tisch, nachdem das junge Mädchen ein kurzes Gebet gesprochen. Eberhard war alles neu und merkwürdig an diesen schlichten Menschen und in dieser engen Umgebung: und doch fragte er sich wohl zum zehnten Male, woher ihm so behaglich, so wohl war, als Berthold Schwarz sagte: „Marie, hol' doch eine Flasche von dem Roten — du weißt ja, Kind; der Schlüssel hängt neben meiner Türe“. Marie! ja, so mußte sie heißen, es war ihm, als habe er es erwartet. Er hatte den Namen schon oft und oft gehört, aber nie hatte er ihm diese Bedeutung beigelegt. Marie! wie das so sanft, so weich klang, und fest und zuverlässig zugleich. Er wunderte sich, ob wohl alle Marien sanft und fest wären und dann fiel ihm ein, daß auch seine Mutter Marie geheißen hatte.

Marie kehrte bald mit der Flasche zurück. Herr Schwarz goß ein und sie stießen an, daß die Gläser laut klangen. Gestern hatten sie noch nichts von einander gewußt, heute saßen sie an einem Tische und waren gute Freunde.

„Sie haben also die Mutter auch frühe verloren?“ fragte Marie leise und rückte ihren Stuhl ein klein wenig näher an den seinigen heran.

Er nickte. „Ich war ein kleiner Knabe von drei Jahren, als sie starb“ sagte er.

Sie sah ihn mitleidsvoll an. „Ich war älter, viel älter“, meinte sie: „ach, ich habe es doch viel besser, als Sie: ich habe meine Mutter bis zu meinem vierzehnten Jahre behalten dürfen“.

„Ich habe es doch viel besser als Sie!“ Besser als der viel-beneidete junge Gelehrte, dem die Glücksgüter der Erde, Anerkennung, Bewunderung, Anstellung nur so in den Schoß fielen, er sollte es nicht

so gut haben wie das schlichte, einfache Bürgerkind, das augenscheinlich noch nie über die Mauer seines Städtchens hinausgeschaut hatte.

„Sie sind so stille geworden, Herr Volkmer“, redete ihn der Wirt nach einer Weile an: „reichen Sie mir Ihr Glas, und stoßen wir darauf an, daß es Ihnen in unserem Städtchen recht wohl gefallen möge. Was Sie auch hierhergeführt — es gelinge Ihnen und halte Sie recht lange bei uns fest!“

Eberhard wollte erwideren, er wollte sagen, daß er morgen früh bei Tagesanbruch das Städtchen verlassen und weiterwandern müsse — doch das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Es würde noch Zeit dazu sein, dachte er, wenn er morgen früh Abschied nahm und um die Rechnung bat. Als er so nebenbei ein halbes Wort über die Zahlung fallen ließ, unterbrach ihn Herr Schwarz: „O das hat noch übrig Zeit genug, wenn Sie uns verlassen. Davon wird jetzt mal vorläufig nicht geredet, nicht wahr Marie? Wir haben schon mehrmals junge Gäste bei uns beherbergt und allesamt sind sie noch zufrieden von uns weggezogen“.

„Ja, Freunde und Bekannte meines Bruders“, erklärte Marie auf den fragenden Blick Eberhards: „das Stübchen steht, wie ich Ihnen sagte, immer für Besuch bereit.“

Sie erhob sich bei diesen Worten um das Tischgeschirr zu entfernen. Eberhard fragte nach den alten Chroniken des Vaters und dieser holte sie aus einem Schrank, um sie dem Gast zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Sommersfahrt.

Von Pfarrer Friedr. Meili, Zürich-Wiedikon.

Wohin geht dieses Rad?

Nach Luzern!

Macht 55 Centimes.

Der Schaffner in Enge stellt es für den nächsten Schnellzug bereit, der es samt seinem Besitzer nach Luzern mitnimmt.

Nette Velotour das, die mit einer Eisenbahnsfahrt beginnt!

Bitte ums Guthalten, es gibt noch genug zu strampeln, und nicht jeder, der jetzt über die anfängliche Eisenbahnsfahrt die Nase rümpft, würde die Tour bis zu Ende mittun.

Uebrigens ist bei einer Radtour nichts selbstverständlicher, als eine erste und längst bekannte Strecke [mit der Eisenbahn zu nehmen, um